



# „Ma lernt nia us.“

**„Dasein mit und für die Menschen“. Das ist ein wichtiges Lebensmotto von Gertrud Weber. Im Gespräch mit Stefan Knobel erzählt sie, wie sie nach dem 2. Weltkrieg dieses Motto ins Zentrum ihres Lebens stellte und warum sie meint: „Man lernt nie aus“.**

**Stefan Knobel:** Frau Weber, ich habe viel von Ihnen gehört. In Rumänien haben Sie in den 1990er-Jahren mitgeholfen, ein Pflegeheim aufzubauen und in Israel haben Sie ein Hospiz geführt. Wie sind Sie aufgewachsen, dass Sie sich ein Leben lang so vielen Herausforderungen stellten?

**Gertrud Weber:** Ich bin in einer sehr großen Familie als jüngste von 13 Geschwistern aufgewachsen. Wenn ich von meinen Geschwistern etwas wissen wollte oder erwartete, dass sie eine Arbeit für mich erledigen, bekam ich meist die Antwort: „Denk selbst nach und probiere, ob du's nicht auch selbst kannst“. Dadurch machte ich als Kind schon die Erfahrung, dass ich mich den Herausforderungen stellen muss und mir etwas zugemutet wird. Dabei entdeckte ich, was ich alles kann. Ich bin jetzt 81 Jahre alt und möchte sagen: Jede Lebensepoche ist interessant, man kann viel lernen und entdecken – aber nur, wenn man sich für das Leben interessiert und sich den Herausforderungen stellt.

**Knobel:** Welche Voraussetzungen wurden Ihnen in die Wiege gelegt?

**Weber:** Mein Vater hatte eine kleine Stickerei und Klöpplerei in Vorarlberg. Als er sieben Kinder hatte, starb seine zweite Frau bei der Geburt von Zwillingen. Nun hatte er zusätzlich zum Geschäft neun Kinder. Das war für ihn

natürlich sehr schwer. So heiratete er nach einiger Zeit ein drittes Mal, und zwar meine Mutter. Sie ist in Appenzell geboren. Ihr Vater stammt aus Altach in Österreich auf der anderen Seite des Rheins, meine Großmutter aus Altstätten. Mein Vater kannte meinen Großvater mütterlicherseits aus früherer Zeit. Die RheintalerInnen pflegten Beziehungen über die Landesgrenze hinaus. Junge Leute suchten Arbeit in der Schweiz und mit der Stickerei wurde auch gegenseitiger Handel betrieben. In der Ziegelei und Kalkbrennerei in Appenzell fand mein Großvater, der früher im Schwabenland als Ziegler tätig war, eine Jahresstelle.

Als der Kanton Appenzell die Ziegelei zum Verkauf anbot, kaufte sie eine Hafnerfamilie aus Altstätten. Die älteste Tochter wurde zum Verkauf der Ware, zur Führung des Kontors und zur Betreuung der ArbeiterInnen nach Appenzell geschickt. Nach einiger Zeit erwarb mein Großvater die Ziegelei. So wagte er, der tüchtigen Kontoristin (meiner Großmutter) einen Heiratsantrag zu machen. Aus dieser Ehe stammten 7 Kinder, das jüngste war meine Mutter. Sie war sehr mutig und hatte gute Voraussetzungen, einen Witwer mit 9 Kindern zu heiraten. Aus dieser Ehe stamme ich und weitere 3 Kinder. Unsere Eltern legten großen Wert auf die Erzie-

>>

hung und Ausbildung von uns allen. Wir verstanden uns sehr gut, lernten, spielten und beteten viel miteinander. In der großen Verwandtschaft war einiges los. Die älteren Geschwister kamen in den Ferien aus den Internaten heim, machten mit uns Bergtouren; dabei war das Appenzell ein beliebtes Ziel. Bei den Geschwistern unserer Mutter fühlten wir uns sehr wohl. Meist wurden wir von Kopf bis Fuß neu eingekleidet und für den Schulanfang gerüstet. Diese unbeschwerde Zeit dauerte leider nicht lange. Als ich ein Jahr alt war, erkrankte unser Vater unerwartet und starb an einer Lungenentzündung. Das war ein harter Schlag für meine Mutter mit ihrer großen Familie. Dazu kam die Weiterführung des Betriebs, der Lebensgrundlage für uns alle. Wir erhielten viel Zuwendung und Hilfe von unseren Verwandten. Wir hielten zusammen und bemühten uns, der Mutter möglichst keine Sorgen zu machen und sie, so gut wir konnten, zu entlasten.

**Knobel:** Wie haben Sie die Kriegszeit in Erinnerung?

**Weber:** Ich bin 1934 geboren. 1939 ist der Krieg ausgebrochen. Das war für uns alle sehr schrecklich. Vor allem traf dies unsere Mutter sehr hart. Die Grenze zur Schweiz wurde gesperrt und wir wurden von unseren Verwandten getrennt.

Der Betrieb wurde praktisch eingestellt, es gab keine Baumwolle mehr und unsere Produkte waren für Kriegszwecke ungeeignet. Viele Dinge wurden Mangelware. Lebensmittelkarten wurden eingeführt, alles wurde rationiert. Immer mehr uns bekannte junge Männer und Frauen wurden zu den Waffen oder in die Rüstungsanstalt gerufen.

In meinem ersten Schuljahr beteten wir am Morgen, bevor der Unterricht begann. Ein Jahr später mussten wir stattdessen „Heil Hitler“ rufen. Die Nazizeit war unheimlich. Wer gegen Hitler war, musste mit Verfolgung rechnen. In Tirol und Vorarlberg herrschte Gauleiter Hofer, ein fanatischer Kirchenhasser. Bei uns wurden die Klosterschulen geschlossen. Im Schwabenland war die Behörde viel toleranter. Daher wurden zwei meiner Schwestern in eine Handelsschule mit Internat geschickt und kamen nur in den Ferien heim. Die älteren Geschwister mussten in den Kriegsdienst, ein Bruder wurde direkt an die Front geschickt. Die Trennung von- und die Sorge umeinander belasteten uns alle. Die Familie war zerrissen, einige waren in Russland, verteilt auf Städte, in denen es Bombenangriffe gab. Stets warteten wir auf Post und Lebenszeichen voneinander. Die Lebensmittel wurden immer knapper. Anstelle des Gartens und der Wiese wurden Gemüse, Kartoffeln und Mais angepflanzt. Wir hatten



Äpfel und Birnen. In der schulfreien Zeit mussten wir zur Feldarbeit. Der gegenseitige Zusammenhalt der Nicht-Nazis war beachtlich. Man teilte das Wenige, das man hatte, untereinander. Wir konnten z.B. jede Woche bei einer Bauernfamilie zwei Liter Milch holen.

**Knobel:** Und wie ging es nach dem Krieg weiter?

**Weber:** Wir waren unglaublich erleichtert, als nach dem Krieg alle wieder gesund heimkamen. Überall herrschte noch Knappheit. Viele Bekannte und Verwandte hatten im Krieg ihr Leben verloren. Die Schulen und Grenzen öffneten langsam. Das Geld wurde entwertet und statt der Reichsmark gab es den Schilling. Wir fuhren in unserer Familie täglich zu siebt mit dem Zug in verschiedene Schulen, denn in unserem Dorf gab es nur eine Volksschule. Wie meine älteren Schwestern besuchte ich eine Fachschule für wirtschaftliche Frauenberufe. Wir alle wollten lernen und einen Beruf ausüben. Vor allem hatten wir Interesse an fremden Sprachen, um später auch einmal reisen zu können. Nach dem Schulabschluss war ich einige Zeit im elterlichen Betrieb tätig. Dann zog es mich in die Ferne, zuerst nach Italien zu einer Familie mit drei Buben, die Deutsch lernen mussten. Die Familie war sehr wohlhabend, großzügig und sozial eingestellt. Durch sie erlebte ich ein Stück der Großstadt Mailand und lernte Italien lieben. Theater, Konzerte, Scala-Besuche und Ausstellungen begeisterten mich. Die Kontakte mit den Nachkommen der Familie bestehen heute noch. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück und arbeitete in der Privatwirtschaft, jedoch nicht sehr lange, denn ich wollte auch noch Englisch lernen.

**Knobel:** Ganz nach dem Motto „Ein Leben lang lernen“! Erzählen Sie weiter.

**Weber:** Für ein halbes Jahr ging ich nach London und kam in einem irischen Studentinnen-Heim unter. Das Haus wurde um 22 Uhr geschlossen und es gab kein Hineinkommen mehr. Ich kannte einige Frauen einer Gemeinschaft aus unserem Land, die ein Haus der offenen Türen führten, um jungen Menschen bei den Problemen und dem Zureckkommen in der Großstadt beizustehen. Dieses Zentrum der „Gemeinschaft der Frohbotinnen“ wurde nach dem Krieg gegründet, da sehr viele junge Menschen nach England gingen, um beruflich weiterzukommen. Dort bekam ich Unterschlupf, wenn Theater und Konzerte länger dauerten. Natürlich half ich dafür bei verschiedenen Diensten mit.

**Knobel:** Und dann sind Sie der Gemeinschaft der Frohbotinnen, einer religiösen Vereinigung, beigetreten?

**Weber:** Nicht gleich, denn ich hatte andere Lebenspläne. Doch das Team des Hauses überzeugte mich mit seinem schlichten Dasein für die Menschen und durch das, was das Haus an Kultur und Bildung geboten hat.

Nach dem Abschluss eines Sprachdiploms kehrte ich wieder heim, jedoch wieder nicht für lange. Beweglich zu bleiben im Denken und Handeln, galt in unserer Familie als sinnvoll. So zog ich wieder nach London und arbeitete im genannten Zentrum mit.

1963 schloss ich mich der Gemeinschaft der Frohbotinnen an, einer weltoffenen kirchlichen Gemeinschaft, die sich bemüht, nach dem Evangelium zu leben und gemäß dem Leitspruch „Draußen zuhause“ für die Menschen da zu sein. Nach längerer Probezeit kam ich 1968 zur Mitarbeit ins „Bildungshaus Batschuns“. Dieses Bildungszentrum war im Jahr 1963 unter Mithilfe des Landes und der Diözese von den Frohbotinnen errichtet und 1964 eröffnet worden. Und schon bald wurde mir die Leitung anvertraut.

**Knobel:** War Ihnen Ihre Vorbildung für diesen Einsatz von Nutzen?

**Weber:** Es war eine sehr interessante Tätigkeit, eine Herausforderung, der ich nach gängigen Kriterien aber kaum entsprach: Ich hatte kein Hochschulstudium, keine Praxis in der Erwachsenenbildung und war eine jüngere Frau. Nützlich war, dass ich mich in meiner Kindheit zu wehren lernte und Ausdauer sowie Gottvertrauen mit auf den Weg bekommen hatte. Ich erfuhr auch, wo ich Hilfe holen konnte. So packte ich an und lernte – auch durch meine Fehler.

**Knobel:** Was ist das Anliegen der Frohbotinnen?

**Weber:** In den Statuten der Gemeinschaft steht: „Dasein mit und für die Menschen. Wir müssen um eine fundierte Weiterbildung und Formung in menschlicher und beruflicher Hinsicht bemüht sein. Regelmäßiges Bedenken der Situationen, in denen wir stehen, und Bildung sind notwendig.“

**Knobel:** Ist das Logo des „Bildungshauses Batschuns“ das Symbol dieses ständigen Suchens? Der Buchstabe B steht auf seiner linken, unteren Ecke und muss sich offenbar ständig ausbalancieren...



Gertrud Weber lebt in Hohenems, Vorarlberg (Österreich).

>>

**Weber:** Ja! Der Buchstabe B steht für Begegnung, Bildung, Bewegung, noch hinzugefügt werden können Balance, Beziehung etc.

**Knobel:** Und was waren die Schwerpunkte Ihrer Arbeit?

**Weber:** Als Leiterin war es mir wichtig, das Haus zu öffnen und ein entsprechendes Bildungsangebot zu erstellen. Wir fingen mit Ausstellungen über jüngere Künstler, die von der Akademie kamen, an. Dazu gab es Gesprächsabende. In den 70er-Jahren war mir die Bildungsarbeit mit und für ältere Menschen ein Anliegen. Daraus entwickelten sich Lehrgänge für Altenhilfe,

Weiterbildungsangebote für MitarbeiterInnen der Altenarbeit.

**Knobel:** Ich habe von einem Zukunftsforum gelesen. Worum ging es da?

**Weber:** Um einen sorgsamen Umgang mit der Umwelt, mit der Schöpfung. Als Beispiel: Damals wurde über die Frage des Baus eines Atomkraftwerks in Österreich abgestimmt und er wurde von der Bevölkerung abgelehnt. Zu den Seminaren und Gesprächen stellten sich oftmals die namhaftesten ReferentInnen zur Verfügung. Junge ArchitektInnen präsentierten anhand von Bauplänen und Modellen ihre Projekte, die von der örtlichen Baubehörde abgelehnt wurden. Das war Zündstoff, gab harte Diskussionen und Berichte in den Medien. Einigen Geldgebern passte das nicht. Auch die Umgestaltung unserer Hauskapelle nach den Vorschlägen des II. Vatikanischen Konzils erregte die Gemüter und kostete Kräfte.

Im Jahr 1986 musste ich zu einer ärztlichen Untersuchung gehen. Die Diagnose lautete Krebs. Für einen Heilungsprozess war der Aussiedlung aus meiner Tätigkeit erforderlich.

**Knobel:** Was bedeutete das für Sie?

**Weber:** Natürlich war ich überrascht, jedoch nicht verzweifelt. Ich fühlte mich in guten Händen und hatte Vertrauen, was auch immer kommen sollte. Mein Dienstverhältnis im Bildungshaus konnte ich beenden. Für meine Tätigkeit fand sich eine Nachfolgerin und ich hätte mir keine bessere wünschen können. Darüber war ich sehr glücklich.

Nach ca. zwei Jahren fühlte ich mich gesundheitlich wieder stabil, für kleinere Aufgaben bereit und neugierig auf das, was mich im Leben noch erwarten würde.

**Knobel:** Wir lernten uns über ihren Einsatz in Rumänien kennen. Wie kam es dazu?

**Weber:** Nach dem Sturz des Diktators Ceaușescu ergoss sich eine unerwartete Welle der Hilfsbereitschaft über das Land. Die „Cari-tas Linz“ plante viele Projekte in Siebenbürgen, u.a. den Bau eines Altenheimes. Da wurde ich zur Mitarbeit eingeladen.

**Knobel:** Was sind die eindrücklichsten Erfahrungen, die Sie dort gemacht haben?

**Weber:** Bei der Besichtigung des Rohbaus an Ort und Stelle war ich schockiert. Die Arbeiten waren schlecht ausgeführt und entsprachen



nicht den Plänen. Die Handwerker pfuschten, hatten schlechtes Werkzeug und das vorhandene Material war mangelhaft. Manche Wand musste versetzt bzw. abgebrochen werden. Oft fragte ich mich, wie sich die alten Menschen dort orientieren werden können. Ein guter Grafiker von daheim entwickelte ein Farbkonzept, ließ es herstellen, transportieren und erklärte sich bereit, kostenlos die Montage desselben zu übernehmen. Dabei zeigte er den Bauleuten mit viel Geduld das Resultat solider Arbeit. Die rumänischen Führungskräfte konnten einige Monate bei uns in Altenheimen hospitieren. Überraschend war, wie schnell sie die Sprache lernten und mit welchem Eifer sie sich einbrachten. Nach zwei Jahren konnte das Haus zur Freude aller Beteiligten bezogen werden.

**Knobel:** Nach dem Einsatz in Rumänien brachen Sie nochmals in ein fremdes Land auf. Was hat Sie dazu bewogen?

**Weber:** Vom Leiter des „Österreichischen Hospizes in Jerusalem“ kam eine Anfrage an die Gemeinschaft. Die Stelle einer langjährigen Mitarbeiterin sei neu zu besetzen. Es könnten sich auch zwei Pensionistinnen dafür bewerben, denn während der Intifada, den Kämpfen zwischen Palästinensern und Israeli, kämen kaum PilgerInnen. Mit einer Gleichaltrigen aus unserer Gemeinschaft zusammen informierte ich mich über die Anforderungen. Das Hospiz war von Kaiser Franz Josef erbaut und 1863 feierlich eröffnet worden, um im Heiligen Land präsent zu sein. So wurde den PilgerInnen Schutz, Unterkunft und Zugang zu den heiligen Stätten geboten. Nach den langen Schiffsreisen und den ungewohnten Strapazen gab es aber auch häufig Kranke, die gepflegt werden mussten. Während der beiden Weltkriege wurde das Haus als Lazarett geführt. Später diente es lange Zeit der palästinensischen Bevölkerung als Krankenhaus, bis es 1985 wieder an die Besitzer zurückfiel. Heute ist das „Österreichische Hospiz“ ein viel besuchtes Gästehaus mit einem Wiener Café, mitten in der Altstadt von Jerusalem im christlichen Viertel.

**Knobel:** Was war bei Ihrer Aufgabe dort schwierig?

**Weber:** Zu der Zeit, als wir dort waren, war die Altstadt oft abgeriegelt. Die ständige Anwesenheit israelischer Soldaten auf den Stufen des Hauses war anfangs bedrohlich. Wir mussten uns daran gewöhnen, dass man überhaupt

immer wieder kontrolliert wurde. Vor allem an den Checkpoints gab es oft lange Warteschlangen und die Ungewissheit, ob man z. B. noch zeitgerecht den Flughafen erreichen konnte. Leider erkrankte meine Kollegin und musste heimkehren. Die Zeit der Überbrückung war mühsam, vor allem fehlten mir GesprächspartnerInnen und umsichtige HelferInnen. Ein Segen war, dass ich aus der Gemeinschaft und dem Bekanntenkreis Verstärkung bekam. Die Zeit in Jerusalem war sehr interessant, jedoch kräfteraubend. Nach beinahe zwei Jahren Aufenthalt kehrte auch ich gerne wieder heim.

**Knobel:** Und was war in dieser Zeit schön?

**Weber:** In unserer freien Zeit wurden wir reich beschenkt. Ich staunte oft über die herzlichen Begegnungen mit wildfremden Menschen, über das selbstverständliche Teilen dessen, was vorhanden war. Wir bekamen von Mitwirkenden im Haus auch unvergessliche Hinweise zur Bibel. Bei Wanderungen zu den verschiedensten Orten mit unterschiedlichsten Begegnungen realisierte ich, wie wertvoll „Aufbrechen“ sein kann.

**Knobel:** Jetzt sind Sie 81 Jahre alt – was machen Sie jetzt?

**Weber:** Keine großen Sprünge mehr... Ich führe meinen kleinen Haushalt und die Tür ist offen für Gäste. Ich nehme Anteil an dem, was rundherum geschieht. Die Sippe wächst, der Bekanntenkreis nimmt nicht ab. Ich bin dankbar für die geschenkten Lebensjahre, erfreue mich am Dasein.

**Knobel:** Frau Weber, was ist für Sie Lebensqualität?

**Weber:** Lebensqualität? In Frieden und Freiheit leben zu können und dabei dankbar zu sein für die Begleitung auf dem Weg durch die Zeit und die noch geschenkten Jahre.





kinaesthetics – zirkuläres denken – lebensqualität



In der Zeitschrift LQ können die LeserInnen am Knowhow teilhaben, das Kinaesthetics-AnwenderInnen und Kinaesthetics-TrainerInnen in zahllosen Projekten und im Praxisalltag gesammelt haben. Ergebnisse aus der Forschung und Entwicklung werden hier in verständlicher Art und Weise zugänglich gemacht. Es wird zusammengeführt. Es wird auseinander dividiert. Unterschiede werden deutlich gemacht. Neu entdeckte Sachverhalte werden dargestellt und beleuchtet. Fragen werden gestellt. Geschichten werden erzählt.

Die LQ leistet einen Beitrag zum gemeinsamen analogen und digitalen Lernen.

Bestellen Sie die Zeitschrift LQ unter [www.verlag-lq.net](http://www.verlag-lq.net)  
oder per Post

verlag lebensqualität  
nordring 20  
ch-8854 siebnen

verlag@pro-lq.net  
[www.verlag-lq.net](http://www.verlag-lq.net)  
+41 55 450 25 10



Print-Ausgaben plus Zugang zur Online-Plattform



## Bestellung Abonnement

LQ – kinaesthetics – zirkuläres denken – lebensqualität

Ich schenke lebensqualität

- mir selbst  
 einer anderen Person

Meine Adresse:

Vorname \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Firma \_\_\_\_\_

Adresse \_\_\_\_\_

PLZ \_\_\_\_\_ Ort \_\_\_\_\_

Land \_\_\_\_\_

eMail \_\_\_\_\_

Geschenkabonnement für:

Vorname \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Firma \_\_\_\_\_

Adresse \_\_\_\_\_

PLZ \_\_\_\_\_ Ort \_\_\_\_\_

Land \_\_\_\_\_

eMail \_\_\_\_\_